

Literatur-Rundschau

Edmund Schalkowski: Rezension und Kritik. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005 (=Praktischer Journalismus, Band 49), 316 Seiten, 24,90 Euro.

Stephan Porombka: Kritiken schreiben. Ein Trainingsbuch. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2006 (=UTB 2776), 270 Seiten, 17,90 Euro.

Längst vorbei die Zeit, in der es an systematischen Anleitungen für die journalistische Praxis mangelte. Zu Stil und Sprache, Recherche, Arbeitstechniken und insbesondere zu Darstellungsformen liegt für Berufsanfänger seit Jahren eine Fülle von Handbüchern vor. Nur die Rezension, scheinbar eine Bastion unangreifbar autonomer Geschmacksurteile, entzog sich bislang noch dem Bemühen um Regelwerk und Anweisung.

Jetzt ist diese traditionsreiche Form des Feuilletons gleich zweimal monografisch „bezwungen“ worden. Gut so. Auch wenn die Eroberer, hat sich der Pulverdampf erst gelegt, durchaus Schwächen zeigen.

Edmund Schalkowski schlägt in der Einleitung seines Buches „Rezension und Kritik“ vor: „Warum also nicht alle mitreden lassen [...], Kritik als ein großes Gespräch verstehen, an dem jeder, der will, teilnimmt“ (S.10). Kritik als Dialog, moderiert von Journalisten - das ist ein sympathischer Gedanke, und man sollte sich nicht davon abschrecken lassen, dass der Autor gleich darauf ans Rednerpult drängt, um allen, die da mitreden wollen, erst einmal in einem Monolog zu erklären, was Kunst ist. „Grundbegriffe der Kunst“ und „Grundbegriffe der Kunstkritik“ sind die ersten knapp hundert Seiten sei-

nes Handbuchs überschrieben. Erläuterungen zur Kunsttheorie „von Kant über Hegel zu Adorno“ grundieren also dieses Lehrbuch der Rezension, autoritativ abgesichert mit Zeugenaussagen von Thomas Mann, Robert Musil, Hugo von Hofmannsthal, Peter Handke und vielen anderen, ergänzt ferner um eigene Interpretationen und Analysen, schließlich um Hinweise auf die „Bausteine der Kunstkritik“ und Aufbaumöglichkeiten.

Das gerät weniger gravitätisch, als zu befürchten steht. Schalkowski schreibt exzellent, klar, eingängig. An den zentralen Thesen dieses Essays (Kunst ist Form, Kunst ist Fiktion, Kunst ist Reflexion) ist auch nichts auszusetzen - vorausgesetzt, man lässt sich ein auf die apodiktische Gewissheit philosophischer Rede: „Fiktion ist Abstraktion von Realität zum Wesen und Konkretion von Idealität zur Erscheinung“ (S.60).

Gleichwohl drängen sich Fragen auf. Für wen ist diese theoretische Grundlegung eigentlich gedacht? Wer beruflich zur Kunstkritik strebt, der hat heute in der Regel eine geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung, zumindest im Nebenfach, absolviert. Erkenntnisse über das Wesen künstlerischer Aussagen dürften ihm also zu Beginn seines journalistischen Weges nicht neu sein (und wenn doch, sollte es ihn vielleicht nicht gerade zur Kunstkritik drängen). Wäre von einer Einführung in das Verfassen von Rezensionen dann nicht eher Auskunft zu erwarten über den Prozess dieses Schreibens? Müssten hier nicht Begriffe im Mittelpunkt stehen wie Publikum, Wirkung, Verständlichkeit? Darf man auf entsprechende For-

schungsergebnisse aus der Journalistik- und Kommunikationswissenschaft einfach verzichten?

Schalkowski tut es. Dennoch glaubt er zu wissen: „Der Leser und Hörer“ will pointierte Urteile und kein „Sowohl-als-auch“; „Informationen zum Werk“ dagegen „sind in der Regel zweitrangig“ (S.110). Aus der Sicht der Kommunikationsforschung muss man ihm hier einfach widersprechen: Viele Indizien weisen darauf hin, dass dem Publikum von Rezensionen Urteile und Standpunkte weit weniger, Informationen dagegen weit mehr bedeuten, als Kritiker vermuten. Auch Unterhaltung als entleerte, für den Massengeschmack banalisierte Kunst zu kennzeichnen lässt erkennen, dass der Verfasser Grundwissen der Rezeptionsforschung souverän ignoriert.

Die zentrale Frage an Edmund Schalkowskis Einführung aber lautet: Wieso ist Rezension eigentlich per se Kunstrezeption? Werden denn nicht auch Sachbücher rezensiert? Was ist mit der Kritik des politischen Vortrags, der TV-Talkrunde, was mit der Rezension der Fernsehdokumentation? Was mit Modenschau, was mit Variété und Krimi? Fällt Kritik hier wegen Trivialität leider aus? Wie wollen junge Journalisten, hochgehievt aufs erhabene Podest ästhetischer Theorien, eine Laientheateraufführung angemessen rezensieren? Es ist zu befürchten, dass der Autor – vielleicht ohne es zu wollen – mit seinem Einleitungssessay ein Kultur- und Feuilletonverständnis verfestigt, das sich so schon lange überlebt hat.

Tragen die im Anschluss an Schalkowskis Einführung zu Wort kommenden 14 Kritikerinnen und Kritiker dazu bei, die Kunstlastigkeit wieder ein wenig auszubalancieren? Zum Teil ja. Jürgen Tietz besteht in einem Anfängern sicher hilfreichen Aufsatz darauf, dass in der Architek-

turkritik eben nicht nur die ästhetische Erscheinung, sondern auch das städtische Umfeld und die Funktion von Gebäuden zählen. „Design hat [...] mit Kunst überhaupt nichts [...] zu tun“ (S.165), schreibt Michael Erlhoff in seinem Beitrag über Designkritik. Franz Solms-Laubach wiederum sieht Fernsehkritik einfach als Filmkritik mit anderen Mitteln und übergeht jede Art von nicht ästhetisch geprägtem TV-Programm. Insgesamt sind die kurzen Beiträge der „Praktiker“ über einzelne Kritiksparten von unterschiedlichem Gebrauchswert. Jürgen Tietz, Christina Tilmann (klassische bildende Kunst) oder Katja Schneider (Tanz) verwenden sehr viel Mühe darauf zu erklären, „wie es geht“ und auf welche Einzelschritte Rezessenten achten müssen. Andere Autoren wie Rainer Gansera (Filmkritik) oder Eberhard Wolf (Fotografiekritik) lassen ihre Leser trotz aller Beispiele vermutlich eher ratlos.

Wer wissen will, wodurch man denn nun – und möglichst rasch – zum Verständnis einer Regieleistung gelangen kann oder worauf bei neuen Modekollektionen zu achten wäre, der wird von Stephan Porombkas „Kritiken schreiben“ möglicherweise noch mehr enttäuscht sein. Und wie Schalkowski kümmert sich auch der Hildesheimer Juniorprofessor für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus herzlich wenig um Kommunikator-, Publikums- oder Wirkungsforschung.

Porombka allerdings rückt, anders als Schalkowski und auch mit einem wesentlich breiteren Kulturbegriff, den Prozess des Schreibens in den Mittelpunkt. Er nimmt unerfahrene Autoren an die Hand, um sie durch sein Trainingsprogramm zu führen. Kerngedanke dieses Programms: Kritik ist selbst Teil kultureller Praxis, sie ist permanente Gesellschaftsana-

lyse, ja eine Art „Kulturwissenschaft der Gegenwart“ die ihre Zeit durchdringen und verstehen will. Sie hat wenig mit Genie und viel mit disziplinierter Einübung in Methoden zu tun. Kurz: Dieses Schreiben kann man lernen. Und Schreiben lernen heißt: lernen hinzuschauen und aufzuschreiben; lernen zu beschreiben und zu analysieren; lernen, das Beschriebene in Zusammenhänge zu stellen („kontextualisieren“) und an Kennzeichen fassbar zu machen („symptomatisieren“); lernen, das fassbar Gemachte journalistisch zu verkürzen und zuzuspitzen; lernen, das Verkürzte für Leser zu erzählen.

Diese Arbeitsschritte entfaltet Porombka mit Erklärungen, Reflexionen und umfangreichen Übungen. Über weite Strecken erweist sich sein Buch somit als ein Werk, das allgemeine journalistische Fertigkeiten trainieren soll, bevor es ans Rezensieren geht – und das ist keine Schwäche, sondern die Stärke dieses Programms. Einem Satz wie „Wer kritisieren will, muss beschreiben können“ (S. 50) kann man gar nicht entschieden genug zustimmen. Er klingt banal und trifft doch den Nerv des Rezensionswesens, das allzu oft als bloßes Richteramt missverstanden wird. Es sei ein Mythos, sagt Porombka zu Recht, dass jede Kritik „deutlich werten“, also im Urteilspruch enden müsse. Explizite Wertung sei „keineswegs“ das, „was eine Kritik unbedingt braucht“. Die „eigentliche Wertungsarbeit“ müsse vielmehr dort erfolgen, „wo es nicht um das explizite *Hop* oder *Top* geht“ – also lange vorher, bei Beobachtung und Beschreibung (S. 165).

Gut also und ein Gewinn, dass Stephan Porombka zu den Eroberern der Bastion „Rezension“ gehört. Er selbst ist ein gewiefter Beschreiber und Erzähler, er weiß zu akzentuieren, Gedankenbögen zu ent-

wickeln, zu rhythmisieren. Wenn sich bei der Lektüre gleichwohl auch Überdruss einstellt, so liegt es (um im Eingangsbild zu bleiben) am Pulverdampf. Der Autor berauscht sich leider auch an seinen Beispielen. E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Vetters Eckfenster“ zum Beispiel wird wieder und wieder herangezogen als Beispiel für „Kontextualisierung“ – was man irgendwann nicht mehr hören mag.

Porombka berauscht sich auch an seinen Kategorien: Ungezählte Male werden die Begriffe „Kontextualisierung“ und „Symptomatisierung“ und die damit verbundenen Gedankengänge wiederholt. Ungezählte Male wollen die Metaphern „Snapshot“ und „Webcam“ (für knappe Alltags-skizzen) Eindruck schinden, bis ein formelhafter, liturgischer Grundton alles zu zerstören droht. Porombka berauscht sich (gelegentlich) am Unterrichten: Neben einer Vielzahl brauchbarer, origineller und motivierender Übungen geht dann der Deutschlehrer mit ihm durch („Übertragen Sie die symptomatisierenden Sätze in Ihr Journal und definieren Sie den Stellenwert im Hinblick auf *Werkimmanenz* oder *Werküberschreitung* in Bezug auf den Innertext, Intertext oder Extratext des jeweils besprochenen Buches“[S. 135]).

Schließlich berauscht sich der Autor am Flanieren durch die Welt der Symptome: „Es wäre interessant, eine Geschichte des Unterstreichens [...] zu schreiben“ (S. 71); „man müsste sich mal Protokolle von Psychoanalytikern geben lassen“ (S. 76); „Man sollte einmal erfahrene Box-trainer fragen“ (S. 203). Lesen sollte man natürlich auch, Kracauer und Kraus und Kluge, und obwohl der Autor „kanonische Lektürelisten“ ablehnt, wird die Liste dessen, was man eigentlich nun doch lesen müsste, im Anhang lang und länger.

Nun ist diese Rezension des Buches von Stephan Porombka, die als „Lob“ begann, zur „gemischten Form“ geraten. In gemischten Formen, lesen wir auf Seite 209, ist die Gegenrede stärker als der zunächst vertretene Part, weil sie „näher ans Urteil führt“. Kommt jetzt am Ende also noch ein negatives Verdikt? Überhaupt nicht. Wir wissen ja auch: Es muss nicht im Urteilsspruch enden.

Gunter Reus, Hannover

Manfred L. Pirner/Thomas Breuer (Hg.): Medien – Bildung – Religion. Zum Verhältnis von Medienpädagogik und Religionspädagogik in Theorie, Empirie und Praxis. München: Kopaed Verlag 2004, 272 Seiten, 19,80 Euro.

Medienpädagogik gibt es vornehmlich in der außerschulischen Jugendarbeit mit selbst bestimmten Eigenproduktionen - den Religionsunterricht gibt es als schulische Veranstaltung mit entsprechender Fachdidaktik. Was auf institutioneller und wissenschaftlicher Ebene in zwei Welten getrennt wird, ist in den Köpfen der jungen Leute miteinander verbunden: Jugendliche bilden sich ihre religiösen Vorstellungen auch durch Mystery- und Fantasy-Stoffe im Fernsehen und in Computerspielen. Diese „Medienreligiosität“ könnte den gemeinsamen Bezugspunkt der beiden Bindestrich-Pädagogiken bilden, so die Initiatoren einer Fachtagung im Herbst 2003 an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg.

Die Dokumentation dieser Tagung gliedert sich in drei Teile. Der erste bietet in sieben Beiträgen medien- und religionspädagogische Perspektiven für den Dialog und die Kooperation der beiden Fachwissenschaften. Ein Nestor schulischer Medienerziehung, Gerhard Tulodziecki, zählt ei-

ne Fülle von Themen und Methoden auf, mit denen sich „religionspädagogische Ziele und Inhalte mit mediendidaktischen verbinden“ ließen. Horst Niesyto geht vom Kampf der Medien um unsere Aufmerksamkeit aus und weist der Religionspädagogik die Aufgabe zu, Jugendliche dazu anzuhalten, ihre Medienerfahrungen auch kritisch zu analysieren und zu bewerten: Religionsunterricht als „lebensweltorientierte und emanzipatorische Medienbildung“. Um solche Analysen durchzuführen, braucht es symboldidaktische Kompetenz. Wie man diese (z. B. zur Analyse von Werbung) entwickeln kann, führen Wolfgang Fleckenstein und Josef Röll aus.

Den zweiten Teil des Sammelbandes bilden vier Forschungsberichte. Neben zwei qualitativen Studien zur jugendlichen Nutzung von Computerspielen stellen Maya Götz und Julia Knöller ihre Explorativstudie zu einer Sendereihe im KI.KA/ZDF vor, in der Kinderreporter Kinder über Religion informieren. Zu dieser Sendung wurden 52 Kinder befragt, was sie gut daran fanden und was nicht. Dadurch erhielt einerseits die Redaktion Rückmeldungen und bot den befragten Kindern gleichzeitig einen Raum, ihre Glaubensvorstellungen zu artikulieren.

Über eine schriftliche Befragung von 302 Konfirmandinnen und Konfirmanden berichtet Manfred L. Pirner. Ihm ging es um die Zusammenhänge zwischen den Fernsehvorlieben der Jugendlichen und ihren religiösen Vorstellungen. Als Ergebnis sieht er zwar „nicht zweifelsfrei nachgewiesen, dass die religiös-weltanschaulichen Einstellungen in jedem Fall (mit) auf die ‚Wirkung‘ der Fernsehsendungen zurückzuführen sind“; aber es „kann die These von der religiösen Mediensozialisation als empirisch unterstützt gelten“ (S. 164).

Die Vorstellung von neun Praxisprojekten bildet den dritten Teil des Buches: drei davon zur Arbeit mit konkreten Filmen bzw. Fernsehserien („Fearless“, „Broken Silence“, „Star Wars“), einer zum Filmeinsatz im Jugendgottesdienst. Drei Beiträge berichten von aktiver Videoarbeit von Jugendlichen: der erste vom niedersächsischen Landeswettbewerb zu „Religion und Kultur in der Wahrnehmung Jugendlicher“, der zweite von der Projektwoche eines Kölner Gymnasiums zu „Sterben und Tod“, der dritte vom Projekt eines Heidenheimer Gymnasiums zu „Wir und der Islam“. Schließlich finden sich zwei Beiträge, wie sich das Recherchieren und Chatten im Internet sowie die Arbeit mit didaktischen DVDs im Religionsunterricht einsetzen lassen.

In allen neun Berichten wird die Praxis erfreulich gründlich reflektiert. Damit schließt sich der konzeptionelle Bogen zum ersten Teil, der die Kooperation von Medien- und Religionspädagogik theoretisch begründete.

Rüdiger Funiock, München

Angela M. T. Reinders: Zugänge und Analysen zur religiösen Dimension des Cyberspace. Berlin: Lit Verlag 2006 (=Literatur – Medien – Religion, Band 16), 376 Seiten, 34,90 Euro.

Die Zahl der Menschen, die sich im Cyberspace aufhalten, wächst. Dem Internet kommt dabei die Funktion einer „Infrastruktur“ für den Cyberspace zu. Die 2005 an der Katholischen Theologischen Fakultät der Universität Münster eingereichte Dissertation von Angela Reinders nimmt die Weltanschauung hinter dem Cyberspace in den Blick, die „Cyber-Avantgardisten“ emphatisch als eine „virtuelle“ Wirklichkeit propagieren, in der die Probleme der

vorangehenden Welten nicht mehr beständen. Zentrale Fragen der Arbeit sind: Führt Mediennutzung zum Bindungsverlust an die Primärwirklichkeit? Ist der Mensch im Cyberspace erlösungsbedürftig? Inwieweit ist Erlösung auch in diesem Raum auf Vermittlung angewiesen? Ersetzen Bilder vom Cyberspace das Gottesbild?

Die Autorin erkennt die Welt des Cyberspace als autonome Sphäre an und erfasst sie in philosophischen und soziologischen Kategorien. Interessante Bezüge werden zwischen räumlichen Aspekten des Glaubens und dem virtuellen Raum als gottähnlichem Erlösungsraum hergestellt. Thematisiert wird zudem die Bedeutung der Zeichen für den Cyberspace. Durch Zeichensysteme ist er an die bekannte Wirklichkeit gebunden. Die Angewiesenheit auf die Vermittlung durch Zeichen ermöglicht ebenfalls aufschlussreiche Verbindungen zur religiösen Dimension.

Einfallsreich zeigt sich Reinders bei der Beschreibung des Zugangs zur religiösen Dimension durch den Vergleich authentisch, d. h. ursprünglich religiös-sakraler Zeitstrukturen mit sakralen Zeitstrukturen des Cyberspace sowie durch die Zusammenschau von Hypertextstruktur - ein Cyber-Merkmal - und christlicher Offenbarung. Der Hypertext weise eine Analogie zur sprachlichen Verweisdichte (Intertextualität) der Poesie auf, von der ja zuallererst das schriftliche Offenbarungszeugnis, die Heiligen Schriften, geprägt ist. Allerdings liegt der Schwerpunkt insgesamt und in weltanschaulicher Perspektive auf der Betonung der Unterschiede, denn wiederholt entmythisiert die Autorin Vorstellungen über den virtuellen Cyberraum, dessen Verhältnis zum menschlichen Körper sie als gnostisch im Sinne der Entwertung oder

überhöhend im Sinne einer Perfektionierung denunziert. Auch den Anspruch des Cyberspace als „Garant für Gerechtigkeit“ weist sie nachdrücklich zurück. In der cyber-avantgardistischen Konzeption bleibe die Schuld ein ungelöstes Problem, für die Moraltheologie ergebe sich die Aufgabe, „die Erbschuld neu zu besprechen für eine Gesellschaft von Menschen, die zumindest partiell als Cyborgs leben“ (S. 165).

Der Abschnitt „Analyseschritte in den virtuellen Raum“ beleuchtet die genannten Themen unter empirisch-inhaltsanalytischer Prämisse. Es geht um parareligiös propagierte Erlösungsangebote des Cyberspace (Erlösung vom Unrecht), um die Erlösung von leiblichen Grenzen, um den Wissenszuwachs auf dem Weg zur Selbsttranszendierung und um die Aufhebung realer Zeitwahrnehmung. Als Ergebnis hält Reinders dazu fest: „Die Analyse ergibt, dass diese Angebote so nicht angenommen und eine religiöse Füllung des Cyberspace nicht mitvollzogen wird“ (S. 279f.).

Gleichwohl zeigten Erlösungsbedürfnisse und virtuelle „Hilferufe“ der Kirche den Bedarf an, „die christlich-soteriologischen Zusagen auch im und für den Cyberspace diakonisch und homiletisch weiterzuvermitteln“ (S. 287).

Veit Neumann, Regensburg

Philomen Schönhagen: Soziale Kommunikation im Internet. Zur Theorie und Systematik computervermittelter Kommunikation vor dem Hintergrund der Kommunikationsgeschichte. Bern u. a.: Peter Lang Verlagsgruppe 2004, 350 Seiten, 40,00 Euro.

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Habilitation von Philomen Schönhagen an der Ludwig-Maximilians-

Universität München ist kein Buch für Leser, die sich Aufschlüsse über aktuelle Entwicklungen des Internets oder über den praktischen Gebrauch dieses neuen Mediums erwarten. Wer dagegen Lust hat, sich auf die Anwendung eines Theoriegebäudes der Massenkommunikation einzulassen, findet ein in sich konsistentes und gut lesbares Buch vor.

Die Autorin analysiert in ihrem Anfang 2002 abgeschlossenen Theorieentwurf umfassend die Forschungsliteratur zum Internet der neunziger Jahre. Den Schwerpunkt legt sie auf den Begriff der Interaktivität, mit dem nicht nur die Mensch-Computer-Kommunikation, sondern auch die medial vermittelte Mensch-zu-Mensch-Kommunikation gemeint ist. Ausgangsfragen sind zum Beispiel: Wie lassen sich die verschiedenen Kommunikationsformen im Internet charakterisieren? Welche neuen Potentiale für die gesamtgesellschaftliche Kommunikation bietet das Internet?

Basis der Analyse ist die vom Zeitungswissenschaftler Hans Wagner seit den siebziger Jahren entwickelte „Theorie der sozialen Zeit-Kommunikation“, welche die Autorin als „Münchner Theorie“ bezeichnet, auch wenn sie am Münchner Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung nach der Emeritierung von Wagner im Jahr 2002 kaum einer mehr ernsthaft vertritt. Philomen Schönhagen bedauert als Wagner-Schülerin, dass diese Theorie „im Fach bislang zu wenig“ gewürdigt und beachtet worden sei, und sie tritt den Beweis an, dass die Theorie nicht anachronistisch ist, sondern auch auf neue Medien angewandt werden kann.

Die sehr eigentümliche Kommunikationstheorie arbeitet mit Definitionen und Begriffen, die sonst nicht gebräuchlich sind - so ist zum Bei-

spiel kaum vom „Journalismus“ die Rede, dafür von „partnerunabhängiger Fremdvermittlung“ (auch: „partnerautonome Fremdvermittlung“) oder von „Sozialer Kommunikation“, die definiert wird als „die je aktuelle öffentliche Kommunikation einer Gesellschaft“. Basis ist die Unterscheidung von Mitteilung und Vermittlung im Kommunikationsprozess. Über die Systematik und Aussagefähigkeit dieses Theoriegebäudes ließe sich eingehend diskutieren - was jedoch im Rahmen dieser Rezension unpassend wäre. Problematisch ist zum Beispiel, dass die Autorin immer wieder auf die wunden Punkte anderer theoretischer Zugänge zum Internet verweist, die Defizite und blinden Flecken der eigenen Theorie aber weitgehend ausblendet.

Der Wert der verwendeten Theorie liegt in Möglichkeiten zur Klassifizierung von Kommunikationsformen. Es werden sechs Basistypen von sozialer Kommunikation im Internet typologisiert, wobei die Autorin zu dem Schluss kommt, „dass alle diese Kommunikationsformen in vergleichbaren Varianten auch jenseits des Internets existieren“ (S. 282). Allerdings erfahren einige Formen erst mit dem Internet eine größere gesellschaftliche Verbreitung - insbesondere die zeitgleiche Kommunikation. Die Autorin weist nach, dass so manche Utopien der Mediengleichheit im Hinblick auf das Internet nicht verwirklicht wurden: Die Weltgesellschaft kommuniziert eben nicht wie die antike Agora oder die Stammsgemeinschaft; an der sozialen Kommunikation im Internet kann eben nicht jeder unmittelbar und jederzeit teilnehmen.

Theorien haben im Allgemeinen drei Funktionen: Darstellung, Erklärung und Prognose. Ist die vorliegende Theorie prognosefähig? Die Entwicklungen des Internets zum so

genannten Web 2.0 und zum massenhaften Gebrauch von „Social Software“ beispielsweise in Blogs, Wikis, Foto- und Video-Communities wird in der Studie weder angedeutet noch angedacht. Theoretisch interessant wäre die Frage, ob es sich mit den neuen Formen der Vernetzung (oder des „Taggings“) von Nutzerbeiträgen um graduell andere Formen sozialer Kommunikation handelt und ob sich nicht dadurch die Massenkommunikation und die Aufmerksamkeitsverteilung insgesamt wandeln könnten.

Klaus Meier, Darmstadt

Walter Hömberg/Renate Hackel-de Latour (Hg.): *Studienführer Journalismus, Medien, Kommunikation*. 3., völlig überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005 (=UTB 2711), 624 Seiten, 19,90 Euro.

Die Menge der Aus-, Fort- und Weiterbildungsangebote für Medien- und Kommunikationsberufe ist kaum noch zu überblicken. Mehr als 200 Hochschulen, Journalistenschulen, Stiftungen und Akademien wetteifern im deutschen Sprachraum um die Gunst von Studierenden und Auszubildenden. Vor allem an Fachhochschulen boomen Ausbildungen mit journalistischen Curricula, häufig in Kombination mit technischen oder wirtschaftlichen Fächern. Orientierung bietet die dritte Auflage des erstmals vor zehn Jahren erschienenen „Studienführers“. Dabei haben die Herausgeber, der Eichstätter Journalistik-Professor Walter Hömberg und seine Mitarbeiterin Renate Hackel-de Latour, alle Studiengänge in Deutschland, Österreich und der deutschsprachigen Schweiz erfasst, die auf die Berufsfelder Journalismus, Medien und Kommunikation zu steuern, dazu eine Vielzahl anderer

Institutionen mit demselben Bildungsziel.

In einem ausführlichen Hauptteil werden 93 wissenschaftliche Studiengänge für Kommunikationsberufe an 70 Hochschulstandorten vorgestellt. Sie reichen von den klassischen Medien- und Kommunikationswissenschaften über technisch ausgerichtete Studiengänge bis zu Medienmanagement-Angeboten. Um die Angaben vergleichbar zu machen, wurde den Verfassern der Texte ein Raster vorgegeben, mit dem unter anderem Angaben zur Art der Ausbildung, zu Schwerpunkten, Zulassungs- und Leistungsanforderungen des Studiums und zum Berufsfeld erfragt wurden. Die Informationen wurden von den Herausgebern für den Druck redaktionell bearbeitet.

Dass die Verantwortlichen der Medienbildungsangebote selbst zu Wort kommen, ist sinnvoll, weil die Anbieter ihre Curricula am besten kennen. Dadurch sind die Selbstdarstellungen allerdings unkritisch. Hömberg nennt zwar in der Einführung Kriterien, damit sich der Leser ein Bild über die Leistungsfähigkeit der Bildungsangebote machen kann. Doch durch eine zu große Fülle an Informationen verliert der in sich klar gegliederte „Studienführer“ trotz seiner Hauptfunktion als systematisches Nachschlagewerk an Nutzwert.

Die (Fremd-)Autoren neigen dazu, die Bildungsangebote und die sie tragenden Institutionen zu ausführlich darzustellen. Die meisten Texte sind zu stark aus der Binnenperspektive der Lehrenden verfasst und legen zu viel Gewicht auf die Darstellung von Strukturen, Trägerschaft, Institutshierarchien und Leistungsanforderungen.

Nicht nachvollziehbar ist in einigen Fällen, warum nichtwissenschaftliche oder Schmalspur-Medien-

angebote bei den Langdarstellungen der wissenschaftlichen Studiengänge aufgeführt werden. So bieten die Deutsche Film- und Fernsehakademie in Berlin und die Bayerische Theaterakademie keine akademischen Abschlüsse an. In den Studienangeboten der Universität Koblenz-Landau kommen Medien nur als Zertifikatskurse, Wahlpflichtfach oder Studienrichtung innerhalb nichtmedialer Studiengänge vor.

Grundsätzlich ist die Beschreibung journalistischer Studiengänge (u. a. an den Universitäten Dortmund, Eichstätt, München und Mainz sowie an den Fachhochschulen Darmstadt, Gelsenkirchen und Oldenburg-Ostfriesland) verständlicher, präziser und konkreter. Bei den Lehrinhalten wird mehr Wert auf Auslands- und Praxiserfahrung gelegt, wie obligatorische Praktika und Lehrredaktionen, als kommunikationswissenschaftliche Studiengänge mit ihrem in der Regel berufsvorbereitenden Ausbildungsanspruch dies tun. Nachahmenswert sind studienbegleitende Coachings, verpflichtende Studien- und Praxissemester bzw. Fachpraktika im nichtdeutschsprachigen Ausland und Pflichtveranstaltungen auf Englisch. Gut verzahnte Kooperationen mit anderen Hochschulen im In- und Ausland oder, wie an der Hochschule Mittweida und der Universität München, praxisnah mit privaten Akademien und Journalistenschulen, zeigen, dass auch deutsche Hochschulen neue Wege in der Medienausbildung gehen (können). Gleichwohl: Selbstverständlich sind praxisbezogene Begleitkurse und Praktika sowie Auslandszeiten in vielen Curricula deutscher Medienstudiengänge (noch) nicht.

Im zweiten Teil des Buches werden in Kurzdarstellungen weitere Studiengänge sowie Aus- und Fortbildungsangebote für Kommunikati-

onsberufe an 48 Hochschulen vorgestellt. Hinzu kommen Aus- und Fortbildungsbangebote an 19 Journalisten-schulen, 40 Akademien sowie 36 Stiftungen, Verbänden und anderen Medieneinrichtungen - insgesamt 143 Institutionen. Die Länge der Darstellungen schwankt von einer halben bis zu knapp drei Seiten. Mehrfach ist der Informationsgehalt sehr dünn. Bei den theater- und medienbezogenen Angeboten der Uni Erlangen-Nürnberg beispielsweise erfährt man weder etwas über den Namen und die Dauer oder die Art des Studienabschlusses noch darüber, ob es sich um einen grundständigen Studiengang oder um ein Fortbildungsbangebot handelt. Generell stellt sich die Frage, warum manche „harten“ Medienstudiengänge nicht in die Langdarstellungen Einzug gefunden haben (z. B. der Bachelor „Technischer Redakteur“ der Hochschule Aalen). Die Herausgeber sollten die Kriterien für die Zuordnung eines Bildungsangebotes zu Lang- oder Kurzdarstellungen nennen.

Der „Studienführer“ ist eine der wichtigsten Handreichungen, wenn sich künftige Medienleute über Aus- und Fortbildungswägen in den Medien informieren wollen. Lobenswert ist auch der moderate Preis. Bei einer Neuauflage sollten die Herausgeber mehr Mut zum inhaltlichen Redigieren haben, die Fremdtexte straffen bzw. stärker strukturieren. Maximal zwei Seiten pro Studiengang plus zwei bis drei Seiten für Übergreifendes (Lehrende, Berufschancen, Literatur) wären ausreichend. Zu ausführliche Textteile über Prüfungsanforderungen, Prüfungs- und Studienordnungen könnten gekürzt werden. Weil der Aufbau der Beiträge des „Studienführers“ trotz der Vorgaben der Herausgeber nicht immer einheitlich ist und die Autoren oft Fragen des Rasters unbeantwortet

lassen, sollten Stichworte in Kategorien gebündelt oder das Nichteingegeben der Autoren auf die Vorgaben kenntlich gemacht werden.

Marcus Nicolini, Sankt Augustin

Volker Wolff: ABC des Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2006 (=Praktischer Journalismus, Band 67), 373 Seiten, 29,90 Euro.

Die Printmedien befinden sich in einem rasanten Wandlungsprozess. Tageszeitung und Zeitschrift bewegen sich in Zeiten strukturellen Funktionswandels immer mehr aufeinander zu. Zeitungen gleichen sich optisch Magazinen und Zeitschriften an, inhaltlich orientieren sie sich vermehrt am Nutzwert und der Servicefunktion der wochenaktuellen Medien. Auch wenn sich die Unterschiede in der journalistischen Themenfindung und Themenbehandlung nie ganz verwischen werden, so bedeutet doch der Zwang, die Informationsvermittlung der Blätter immer attraktiver und leserfreundlicher zu gestalten, auch, dass sich die professionellen Anforderungsprofile an Zeitungs- und Zeitschriftenjournalisten immer ähnlicher werden. Ein technik- und wirtschaftsinduzierter Wandel des Berufsbildes ist die Folge, der seit gut zwei Jahrzehnten aus Schreibern und Redakteuren die sattsam bekannten eierlegenden Wollmilchsäue geschaffen hat, die in vielen Medienhäusern für Recherche, Schreiben, Redaktion, Layout und Bildbearbeitung in Personalunion zuständig sind.

Volker Wolff trägt dieser Entwicklung Rechnung, wenn er im „ABC des Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus“ eine Vermittlungsform für zeitgemäßes journalistisches Arbeiten wählt, die das Alphabet von

Recherche, Themenauswahl, Darstellungsformen und Präsentationsstilen für beide Printgattungen gemeinsam buchstäblich. Auf die drei sorgfältig erarbeiteten Grundlagenkapitel zu den Themen „Nachrichten und Nachrichtenauswahl“, „Recherche“ und „Die Sprache der Presse“, in denen er handwerkliche Erfordernisse klug mit normativen Qualitätsanforderungen verknüpft, folgen ein gutes Dutzend Abschnitte zu den journalistischen Darstellungsformen, in denen zunächst die gemeinsamen Merkmale für Zeitungen und Zeitschriften durchdekliniert werden, bevor am Ende eines jeden Abschnitts die Spezifika der Gattungen auseinandergefächer werden.

Die zielführenden Zusammenfassungen, grafisch hervorgehobenen Handlungsanweisungen und die vielen Beispiele aus der redaktionellen Praxis, mit denen die „Dos“ und „Don'ts“ illustriert werden, machen das Werk tauglich als Lehrstoff für journalistische Anfänger, die im Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus Fuß fassen wollen. Doch der Mehrwert dieses Praxisleitfadens liegt in den elegant eingeflochtenen ethischen Reflexionen und den sorgfältig recherchierten Literaturhinweisen, die verdeutlichen, dass Wolffs Ausführungen zudem akademisch fundiert sind und entsprechend auch in der Hochschullehre, speziell der hochschulgebundenen Journalistenausbildung, ihren Platz finden werden.

Insofern ist es zwar ein Lehrbuch aus einem Guss, das sich nicht scheut, Basales und Banales mit Hochspezifischem und Weiterführendem zu verknüpfen, um einen eleganten Spagat über die dispersen Zielgruppen zu setzen. Aber Volker Wolff, der die Presseausbildung im Masterstudiengang Journalismus an der Uni Mainz leitet und zudem

Herausgeber der Zeitschrift „Wirtschaftsjournalist“ ist, setzt die Schwerpunkte eindeutig und einseitig in der redaktionellen Arbeit. Die im Vorwort thematisierte Konvergenz der Zeitungsberufe im redaktionellen und gestalterischen Bereich findet keine Spiegelung in den Proportionen des Lehrbuchs.

Auf das Layout entfallen nur 16 der 376 Seiten, die Bilder sind dem Autor sogar nur drei Seiten wert. Der ambitionierte Zeitschriftenmacher und alle, die es werden wollen, kommen hier zu kurz. Bildauswahl, Bildsprache, Bildbearbeitung: Fehlanzeige. Und auch die wichtigsten Anforderungen, die heute an Magazinjournalisten gestellt werden und die jeder anderen redaktionellen Arbeit vorausgehen, nämlich das Denken und Konzipieren einer Zeitschrift vom Bild her, das Erzählen einer Geschichte, vom Bild ausgehend, sie finden keinen Platz in diesem Printalphabet. Man merkt, dass der Autor, der zwar in allen Segmenten der Pressemedien gearbeitet hat, ein Zeitungsmann ist, der vom Text und der Nachricht kommt. Es wäre jedoch mehr als eine bloße Referenz an die weniger universelle Schwester der Tageszeitung nötig gewesen, um sich den gleichberechtigten Titel „ABC des Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus“ zu verdienen. Zumal, wenn man wie Wolff im Vorwort einen gravierenden Wandel des Berufsbildes konzediert: „Inzwischen schreiben und gestalten Journalisten ihre Seiten selbst.“ Im Bereich Konzeption, Themen- und Storydesign und Bildsprache wünscht sich der ansonsten mit dem journalistisch-redaktionellen Profil hochzufriedene Leser für eine Neuauflage eine Erweiterung, mit der Textproduktion und Textgestaltung in Einklang gebracht werden.

Ralf Hohlfeld, Eichstätt

Dennis Eick: Drehbuchtheorien. Eine vergleichende Analyse. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2006, 369 Seiten, 34,00 Euro.

Philip Parker: Die Kreative Matrix. Kunst und Handwerk des Drehbuchschreibens. Aus dem Englischen von Rüdiger Hillmer. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005 (=Praxis Film, Band 23), 350 Seiten, 24,90 Euro.

Drehbuchliteratur liegt im Trend: Seit Syd Field, der „Papst der Drehbuchliteratur“, 1982 in den USA das erste Standardwerk über das Handwerk des Drehbuchschreibens herausgebracht hat, hat es eine wahre Flut von Anleitungen zum Drehbuchschreiben sowohl in Amerika als auch Europa gegeben. Vielen stellt sich da die Frage: Welches dieser Bücher sollte man unbedingt gelesen haben? Welche Lehrkonzepte sind auch für einen deutschen Autor problemlos anwendbar? Was bislang auf dem deutschen Büchermarkt fehlte, war ein systematischer, umfassender Überblick. Kein weiteres Handbuch, sondern ein wissenschaftlich fundiertes, methodisch sauberes Grundlagenwerk. Diese Lücke hat Dennis Eick mit seinem Buch über die wichtigsten Drehbuchtheorien nun geschlossen.

Was haben Aristoteles und die großen Namen der aktuellen Drehbuchliteratur wie Syd Field, Robert Mc Kee, Linda Seeger, Christopher Vogler oder Oliver Schütte gemein? Und was unterscheidet sie? Funktionsnieren Drehbücher tatsächlich nach dem simplen Schema „ein Held, ein Weg, ein Ziel“? Oder gibt es komplexere Modelle, um Filmideen zu entwickeln? Eick, der mit dieser Arbeit 2005 an der Universität Mainz promovierte, analysiert die Drehbuchliteratur detailliert anhand von zehn in Deutschland veröffentlichten Werken. Auf der Grundlage der klassi-

schen Dramentheorie vergleicht und bewertet er die Lehrkonzepte der einzelnen Autoren hinsichtlich dramaturgischem Aufbau, Struktur, Figurenentwicklung, Dialog und Genre. Schnell werden so für den Leser Gemeinsamkeiten und Unterschiede der verschiedenen Ansätze erkennbar, auch oder vor allem zwischen amerikanischer und europäischer Drehbuchliteratur.

Ausführlich widmet sich Eick dabei auch der Frage, ob das Drehbuchschreiben nun Kunst oder erlernbares Handwerk sei, wie es vor allem die amerikanischen Drehbuchlehrer in ihren step-by-step-Anleitungen zum Verfassen eines Drehbuchs gerne betonen. So ist Syd Field beispielsweise immer wieder in Europa kritisiert worden, weil sein Ansatz als zu formelhaft empfunden wurde.

Dennoch: Der Erfolg seines Buches führte dazu, dass man sich auch in Deutschland vermehrt mit dem Thema Filmdramaturgie auseinandersetzt und unter dem Eindruck des neuen, „handwerklich machbaren“ Ansatzes die Ausbildungsdiskussion angeheizt wurde.

Äußerst aufschlussreich sind in dieser Hinsicht die ausführlichen Interviews, die Dennis Eick mit acht der zehn vorgestellten Drehbuchautoren geführt hat. Sie geben detaillierte Einblicke in ihre praktische Arbeit - und scheuen sich auch nicht, die Lehransätze ihrer Kollegen kritisch unter die Lupe zu nehmen.

Eine gelungene Ergänzung zu Dennis Eicks „Drehbuchtheorien“ ist Philip Parkers „Die Kreative Matrix“. Und das nicht nur, weil Eick Parkers Ansatz in seinem Buch außen vor lässt. Nein, im Gegensatz zu den von Eick vorgestellten amerikanischen Autoren verfolgt der Brite Parker einen ganz eigenständigen Ansatz. Einen Ansatz, der auf allzu simple Rezepte und ein „so musst Du

schreiben, damit Du Erfolg hast“ verzichtet und der deshalb den Nerv des europäischen Film- und Fernsehmarktes besser trifft. Der Großteil der Drehbuchliteratur orientiert sich ja noch am amerikanischen Mainstream-Film Marke Hollywood.

Auf eine Diskussion über Kunst oder Handwerk lässt sich Parker gar nicht ein, vielmehr müssten Kunst und Handwerk des Drehbuchschreibens als Teile ein und desselben Prozesses begriffen werden. Für Parker ist es von grundlegender Bedeutung, nicht zu vergessen, dass alle Elemente eines Drehbuchs wichtig sind: Geschichte (Story) und Thema, Form und Handlungsführung (Plot), Genre und Stil bilden die sechs Hauptelemente der Kreativen Matrix, die untereinander in steter Wechselbeziehung stehen. Was Parker da entworfen hat, ist eine auf den ersten Blick komplexe, aber auch sehr anschauliche Methode zur Analyse und Entwicklung von Drehbüchern, die über eindimensionale strukturelle Ansätze weit hinausgeht, ohne das Handwerkszeug zu vernachlässigen.

Fazit: Dennis Eicks „Drehbuchtheorien“ haben das Potential, sich zu einem gut lesbaren Standardwerk der Drehbuchliteratur - gerade für filminteressierte Einsteiger - zu entwickeln, während Philip Parker wohl großen Zuspruch unter Drehbuchautoren oder solchen, die es werden wollen, finden wird.

Michaela Petek-Dinges, Eichstätt

Peter Brummund: Struktur und Organisation des Pressevertriebs. Absatzformen, Absatzhelfer und Absatzwege in der Vertriebsorganisation der Zeitungs- und Zeitschriftenverlage. München: K.G. Saur Verlag 2006 (=Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung, Band 62), 725 Seiten, 64,00 Euro.

Der freie Verlagsberater Peter Brummund ist Fachmann für Fragen des deutschen Pressevertriebs. Seine Untersuchung knüpft an die beiden 1985 erschienenen Werke über das Presse-Grosso und den Presseeinzelhandel an. Mit dem nun vorliegenden, grundlegend überarbeiteten Band schlägt der Autor eine breite Palette unterschiedlicher pressevertriebswirtschaftlicher Fragen auf und legt erneut ein Standardwerk zum Thema Pressevertrieb vor.

Der erste der drei deskriptiven Abschnitte behandelt die verschiedenen Absatzformen von Zeitung und Zeitschriften sowie die Aufgaben der Vertriebsabteilung eines Presseverlages.

Der zweite Abschnitt thematisiert die selbstständigen Absatzhelfer. Darunter fallen alle Sorten von Dienstleistungsunternehmen, die die Verteilung der Presseprodukte besorgen, aber kein Eigentum am Presseprodukt selbst erwerben. Die Kette der Absatzhelfer reicht von Versand- und Vertriebsdienstleistern, wie Post und Nationalvertrieb, über EDV-Dienstleister bis hin zur Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern (IVW). Letzteres überrascht, da die IVW vor allem im Hinblick auf die Erfassung korrekter Auflagenzahlen von Bedeutung ist.

Dem Vertriebssystem von Presseprodukten über den Pressegroß- und -einzelhandel, einschließlich der Presseimporteure gilt der dritte Abschnitt. Hier werden die Absatzmittler dargestellt, die eigenes Eigentum am durchgeleiteten Presseprodukt erwerben. Neben der reinen Deskription der einzelnen Unternehmenstypen werden auch spezielle Fragen aufgegriffen, z. B. die Erfahrungen mit den immer noch neuartig anmutenden Vertriebswegen Discounter und Fastfood-Ketten. Ob sich hier

dauerhaft rentable Absatzwege etablieren werden oder diese nur auf ein kleines Segment an Kaufzeitungen und regionalen Blättern beschränkt bleiben wird, ist noch nicht abzusehen. Auch knifflige Themen wie z. B. die Einflussnahme der Verlagswirtschaft auf die Deutsche Bahn AG zugunsten geminderter Pachten für den Bahnhofsbuchhandel werden angesprochen. Allerdings lässt Brummund hier eine gewisse Parteinahme für die Verlagswirtschaft erkennen.

Der vierte und letzte Abschnitt geht unter der Überschrift „Marktanteile der Vertriebssparten“ von einer eher deskriptiven Darstellung der Absatzwege zu einer analytischen Betrachtungsweise über. Anhand umfangreicher Daten wird die Bedeutung der jeweiligen Absatzwege aufgezeigt, und auch Vertriebsalternativen werden kritisch gegeneinander abgewogen. Dieser Teil ist aus pressewirtschaftlicher Sicht der interessanteste.

Ein relativ kurzes Literaturverzeichnis sowie ein Stichwortverzeichnis und eine herausnehmbare Übersicht über die verschiedenen Pressedistributionswege runden das Buch ab. Ungeachtet einzelner Kritikpunkte lässt sich ein insgesamt hoher Nutzwert feststellen. Das vorliegende Werk erfüllt alle Voraussetzungen für ein Kompendium des Pressevertriebs, das als Nachschlagewerk sowohl im Pressehandel als auch in Hochschulbibliotheken mit medienwirtschaftlicher Ausbildung genutzt werden wird.

Steffen W. Hillebrecht, Leipzig

Markus Lehmkuhl: Massenmedien und interpersonale Kommunikation. Eine explorative Studie am Beispiel BSE. Konstanz: JVK Verlagsgesellschaft 2006 (=Forschungsfeld Kommunikation, Band 21), 231 Seiten, 29,00 Euro.

Das Verhältnis von massenkomunikativen und interpersonalen Einflüssen zählt seit der klassischen Studie von Lazarsfeld, Berelson und Gaudet „The People's Choice“ aus den vierziger Jahren zu einer der Grundfragen der kommunikationswissenschaftlichen Wirkungsforschung. Diese Problematik stellt auch einen zentralen Schwerpunkt in der an der Freien Universität Berlin im Jahr 2005 von Markus Lehmkuhl vorgelegten Dissertation dar, die sich der Kommunikation über das Risikothema „BSE-Krise“ widmet. Konkret geht es dem Autor darum, den Prozess der Risikoverarbeitung am Beispiel BSE in seiner ganzen Komplexität zu analysieren mit dem Ziel, ein Modell der Risikoverarbeitung zu entwickeln, das sowohl die interpersonale als auch die massenmediale Kommunikation miteinbezieht. Dazu greift er eine weitere sozialwissenschaftliche Tradition auf, und zwar die der Dorf- oder Gemeindeforschung: Er führte in einem kleinen Dorf in Niedersachsen eine umfangreiche Totalerhebung mittels mündlicher Befragung durch, um so die Struktur der sozialen Netzwerke möglichst exakt ermitteln zu können (Basis 620 Einwohner über 16 Jahre, Ausschöpfung annähernd 70 Prozent).

Lehmkuhl entwickelt für seine empirische Studie ein anspruchsvolles Design, in dem er explizit auf den Konstruktivismus Bezug nimmt und auf dem dynamisch-transaktionalen Ansatz sowie dem Elaboration-Likelihood-Modell aufbaut. Mit Hilfe einer Faktorenanalyse werden aus vom Autor als dynamisch bezeichneten Merkmalen drei Wirkungssyndrome gebildet: die Informationsorientierung, die Risikobewertung sowie das Vertrauen gegenüber staatlichem Handeln. Die Informationsorientierung, also die intensive inhaltliche

Auseinandersetzung mit dem Problem BSE, ist dabei überraschenderweise unabhängig von der werthaltigen Risikoverarbeitung. Die drei Verarbeitungsmuster wurden in einem weiteren Schritt auf der Basis einer multiplen Regressionsanalyse mit statistischen Merkmalen verbunden. Dabei zeigte sich, dass eine informationsorientierte Verarbeitung u. a. von einem großen und vielgestaltigen Netzwerk abhängt, die Risikobewertung von der Einbettung in ein landwirtschaftliches kulturelles Umfeld und die Vertrauensbildung negativ mit der Höhe des Bildungsabschlusses verbunden ist. Medieneinflüsse spielten höchstens am Rande eine Rolle.

Weitere Regressionsanalysen ergeben Hinweise, dass die Stärke des informellen Einflusses z. B. bei den Risikorelativierern von einer eher randständigen Position im Netzwerk und einem größeren, eher locker gebundenen Gesprächsnetz beeinflusst wird. Bei Risikobewussten scheint insbesondere der informelle Austausch zwischen Beziehungspartnern eine Rolle zu spielen. Bei der Informationsorientierung und der Vertrauensbildung wurden hingegen keine oder nur sehr schwache Zusammenhänge ermittelt.

Die informationsorientierte Verarbeitung - so fasst Lehmkuhl seine Ergebnisse interpretierend zusammen - ist nicht Ausdruck einer stark empfundenen persönlichen Verunsicherung, sondern resultiert eher daraus, dass man sich aufgrund der Medienpräsenz des Themas BSE genötigt fühlt, über das Thema mit Personen in seinem Umfeld zu sprechen. Massenmediale und interpersonale Kommunikation sind nach der Auffassung Lemkuhls dabei verschränkt, d. h. der informelle Austausch sorgt für eine effektivere Informationsaneignung aus den Mas-

senmedien und eine höhere wahrgeommene Themenbedeutung, was wiederum die interpersonale Auseinandersetzung verstärkt. Dass es keine Beziehung zwischen dem Vertrauen in die staatliche Regelungskompetenz und der Risikobewertung gab, erklärt Lehmkuhl damit, dass der Staat nicht als Verursacher des Problems gesehen wurde. Bei der Risikobewertung sprechen der starke Einfluss der dörflichen von der Landwirtschaft geprägten Werthaltung sowie der Einfluss der Netzwerke nicht unbedingt gegen Medieneinfluss, denn nach Lehmkuhl ist Risikobewertung ohne Massenmedieneinfluss überhaupt nicht denkbar.

Ingesamt bietet die methodisch anspruchsvolle Studie zwar einige interessante Erkenntnisse über die Verarbeitung von Risiken und die Rolle informellen Einflusses. Wer sich jedoch genauere - auch statistisch abgesicherte - Aufschlüsse über das Verhältnis von massenmedialen und informellen Einflüssen erhofft, wird eher enttäuscht sein. Dazu wäre es wohl nötig gewesen, die Mediennutzung der Befragten detaillierter bzw. auch die Medieninhalte zumindest in groben Zügen zu erfassen. Da die Studie in einer stark sozialtechnologisch geprägten Sprache verfasst ist und die Ergebnisse selten anschaulich präsentiert werden, wird sie leider kaum über den engen Kreis der Wissenschaft dringen.

Klaus Arnold, Eichstätt

Peter Stein: Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens. Darmstadt: Primus Verlag 2006, 349 Seiten, 34,90 Euro.

Die Feder kratzt leise über das Vellum, den König der Pergamente. Neben dem zu kopierenden Kodex rei-

hen sich Tintenfässer voller schwarzer, goldener, farbiger Flüssigkeit aneinander. Im Skriptorium lesen dutzende Glaubensbrüder mit spitzen Lippen Worte, die ihnen tradiert worden sind durch die Jahrhunderte, schaffen kostbare Unikate für die Jahrhunderte nach ihnen.

Der Zauber der Schrift, den Umberto Eco in der „Der Name der Rose“ so eindringlich beschrieben hat, ist zeitlos. Doch darf man sich nicht von der ätherischen Sinnlichkeit des Lesens, von der überirdischen Schönheit blattgoldumrankter Initialen täuschen lassen: Schrift, so meinte Claude Lévi-Strauss, begünstigt die Ausbeutung der Menschen, lange bevor sie ihren Geist erleuchtet. Sie ist politisches und moralisches Machtinstrument - so auch die zentrale These des emeritierten Lüneburger Kulturwissenschaftlers Peter Stein.

Er betrachtet Schriftlichkeit als transkulturelles und überzeitliches Phänomen: Seit über zweitausend Jahren sucht der Mensch Erleuchtung im geschriebenen Wort. Die Bibliothek von Alexandria wurde mit bis zu 70 000 Papyri zum kulturellen Mittelpunkt des Hellenismus. Erstmalas hatte man hier den Versuch unternommen, das kollektive Wissen der Welt an einem Ort zusammenzutragen - ein Gedanke, der noch fast zwei Jahrtausende später den Wolfenbütteler Bibliothekar Leibniz zu seinem barocken Ideal der Universalbibliothek inspirieren sollte. Doch schon in Alexandria wurdezensiert, wurden nur jene Texte transkribiert, die sich ins Weltbild der Obrigkeiten fügten - ebenso wie bei der Kanonisierung der Bibel, jahrhundertelang Inbegriff und Maßstab alles Schriftlichen.

Steins Buch lebt von Parallelisierungen über alle Epochengrenzen hinweg. Durch sie wird deutlich, wie

kontrovers seit der ersten Niederschrift von Symbolen mit dem Lesen und Schreiben umgegangen wurde. Schon Platon setzte sich in „Phaidros“ kritisch damit auseinander, setzte, selbst schreibend, den Streit des Pharaos Thamos mit Theuth in Szene, jenem Gott, der nach dem Glauben der alten Ägypter den Menschen die Schrift gebracht hatte. Thamos bezweifelt den Nutzen der Schrift, geht doch durch sie die Fähigkeit zum Erinnern verloren - noch zu sokratischer Zeit eine Primärtugend der Philosophen.

„Lust und Nutz“ des geschriebenen Wortes beschäftigten seither Moralisten wie Machthungrige. In seinem gleichnamigen Buch beklagte Kaspar Stieler 1695 die mit dem Aufkommen der Tageszeitungen geweckte Gier nach dem ständig Neuen; der „Schmutz und Schund“ der im 18. und 19. Jahrhundert äußerst erfolgreichen Kolportageliteratur wurde zum Fall für die „Cultur-Polizei“; mit ihren Moralischen Wochenschriften wollten frühe Aufklärer sicherstellen, dass Lesegenuss stets mit der Festigung bürgerlicher Tugenden einhergehe. Selbst Goethe konnte das Sich-Versenken in Bücherseiten nur gutheißen, solange der Lesende „genießend urteilt und urteilend genießt“.

Nicht erst Goethe machte das Land der Dichter und Denker zu einem Zentrum der - westlichen - literaten Welt. Gutenberg trug entscheidend zu diesem Status bei, als er 1445 das Buchdruckverfahren mit beweglichen Lettern entwickelte. Der Buchdruck schuf die Möglichkeit, sich an ein Massenpublikum zu wenden - und damit die Voraussetzung für grundlegende gesellschaftliche Umwälzungen. Ohne den Einsatz von Flugblättern wäre die Reformation ebenso schwer möglich gewesen wie die Ausbreitung revolutionären Ge-

dankenguts ohne die Lesefähigkeit der Massen. Schrift wurde, so argumentiert Stein, wenn auch nicht zur hinreichenden, so doch zur notwendigen Voraussetzung für die Emanzipation des Bürgertums.

Es liegt in der Natur der Sache, dass eine kulturhistorische Gesamtbetrachtung des Lesens und des Schreibens auf 349 Seiten vielerorts nur an der Oberfläche kratzen kann. Der Weg von Lascaux zum Hypertext ist einfach zu lang für ein ausgiebiges Verharren in einzelnen Epochen. Schade ist aber, dass der Vormärz-Experte Stein ausgerechnet die Entwicklung von Zensur und Pressefreiheit gewissermaßen nebenbei abhandelt, obwohl er einen Großteil des Buches den deutschen Verhältnissen seit der frühen Neuzeit widmet. Dafür liefert der Autor umso mehr statistisches Material, lässt in jedem Kapitel Zahlenkolonnen aufmarschieren. Oft sind es spekulative Hochrechnungen, wie die (erstaunlich konstanten) Alphabetisierungsquoten in Antike, Mittelalter und früher Neuzeit; manches erinnert an Fibeln unnützen Wissens à la „Schotts Sammelsurium“ - wie die Tatsache, dass allein die Bank of England im Jahre 1820 anderthalb Millionen Gänsekiele verbrauchte.

Eines kann man Stein nicht vorwerfen, und das ist mangelnder Fleiß. Daten und Fakten, Thesen und Ansätze aus Medien- und Geschichtswissenschaft, Volkskunde und Philosophie hat er zusammengetragen. Das Ergebnis ist eine übersichtliche und gut lesbare Einführung in die Materie; neue Erkenntnisse über die schon oft beschriebenen Gegenstände erfährt man indes kaum in diesem Band.

Übertriebener Sammelwut wohnt vielen Legenden zufolge das Menetekel der Zerstörung inne. Alexandrias Bibliothek, so sagt man, habe ihr Ende in einem Flammenmeer gefunden (laut Stein kam es viel profaner mit dem schleichenden Verfall). Oft in der Geschichte wollten Einzelne Kontrolle erlangen über das Ewige der Schrift. Wenigstens im Roman zeigt sich, dass aus dieser Hybris nichts Gutes erwachsen kann: Jorge de Burgos, Ecos fanatischer Herr über die Klosterbibliothek, bezahlt seine Obsession nicht nur mit der Vernichtung einer einzigartigen Sammlung, sondern auch mit dem Leben.

Juliane Matthey, Eichstätt